Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Die vereitelte französische Offensive.

Der kritische fünfzehnte April, an dem der Angriff auf Metz erfolgen sollte.

Großes Hauptquartier, 14. April. Das Gerücht von einer stärkeren Offensive mit der Richtung gegen den Kolloß Metz war bereits im Januar unter der Lothringer Landbevölkerung bekannt. Französische Flieger sollen Mitteilungen abgeworfen haben, in denen sie die Einwohner des „von Preußen geknechteten alten französischen Landes" zum Abzug von ihrer Scholle ermahnten. Es hieß auch, daß die Leute Metz verlassen sollten, weil man die Stadt durch Flieger völlig zerstören wolle. Von Zeit zu Zeit wurde dann aus der Richtung Pont à Mousson das Vorgelände von Metz mit großen Kalibern beschossen. Das Feuer richtete sich gegen Fort Wagner, gegen Novéant, Corny und auch gegen den französischen Ort Pagny. Der Feind erreichte dabei nichts, als daß ein paar Familien ihre Wohnstätten verließen, und daß aus unseren weittragenden Geschützen die Quittung auf Pont à Mousson und Nancy geschleudert wurde. Weder im Priesterwald, noch an der Lothringer Front schwang sich die französische Infanterie zu Handlungen auf, wie sie der artilleristischen Arbeit hätten folgen müssen. Aber doch blieb das Gerücht von einer bevorstehenden französischen Offensive bestehen. Ich glaube heute selbst an den Plan des Feindes, da ich ihn nun durch einen französischen Gefangenen erhärtet höre. Der Durchbruch nach Metz sei beraten worden, und anfangs Februar sollte das Unternehmen seine theoretische Einleitung finden. Bei den Truppen weßlich der Maas sprach es sich herum, daß sie gegen Metz eingesetzt werden sollten, und zwar nannte man den 15. April als den Tag des Anfanges der Offensive. Diese Gefangenenaussage, die, wie ich erfahre, nicht vereinzelt ist, läßt sich wohl begründen. Der lange Stellungskrieg hatte das französische Inland nervös gemacht und die Zeitungen verlangten mit den üblichen Umschreibungen und Milderungen ihrer Vorschläge und Ansichten ein Vorgehen der Armee. Es könnte kein besseres Ziel für ein französisches Unternehmen großen Stiles geben als Metz. Die stärkste deutsche Festung, zugleich das Einfallstor nach Frankreich und überdies eine Stadt, die der Pariser aus manchen Besuchen kannte, in der er französisch sprechen konnte und seinen Tisch französisch bestellt fand. Der Plan müßte also ungemein populär erscheinen. Schon das Einschlagen der ersten französischen Granaten in den südlichen Festungsgürtel würde ungeheuren Jubel in Paris geweckt haben.

Von Zeit zu Zeit hatte ja der französische Heeresbericht von einer Beschießung der Metzer Südforts gesprochen, ohne freilich über die genaueren Erfolge Auskunft zu geben. Ich sah einige der Granatenkrater, die irgendwo in den Aeckern aufgewühlt waren. Ich erinnere mich der Erfolge dieser Schießerei nur insoweit, als hier Tafeln vor giftigen Gasen warnten. Es ereignete sich, daß ein Mann, der nach Geschoßsplittern suchte, in einem drei Wochen alten Granattrichter einen jähen Vergiftungstod fand. Recht viel mehr aber konnte die französische Artillerie bei der geringen Beobachtungsmöglichkeit nicht ausrichten, und die Einwohner, hauptsächlich von Pont à Mousson, zitterten bei jedem französischen Abschuß, der ein Geschoß nach Lothringer Dörfern sandte, vor dem erheblich sicheren und viel wirkungsvolleren Vergeltungsfeuer der deutschen Langgeschütze. Es geht heute aus dem französischen Heeresbericht abermals hervor, daß die Weinbauern von Novéant und Corny Geschützfeuer erhielten. Der Bericht meldet ferner, daß am Bahnhof Novéant ein Brand ausbrach. Das Ereignis wird wohl keinen einzigen deutschen Zug aufhalten, aber ich denke mit tiefem Leid an die armen Leute, die dort in der Verwundetensammelstelle lagen.

Zugleich erinnert mich diese Schießerei von gestern an den Tag der französischen Offensive, die also morgen im Kalender stehen müßte. Die Kriegsläufte haben den Franzosen einen grausamen Aprilscherz gespielt. Man hatte vor einigen Monaten alle Kräfte angestrengt, uns von der Combreshöhe herabzuwerfen und die Côtes Lorraines wiederzuerobern, die plötzlich zu einem deutschen Bollwerk mitten im französischen Festungsgürtel geworden waren. Die Côtes des Hures pfefferten mit aller Macht herüber, riesige Minierarbeiten wurden ausgeführt, und gleichzeitig schien es, als ob man der lästigen deutschen Stellung vor St. Mihiel stark begegnen wolle. Wären wir von den Côtes herabgeworfen worden, so hätte unsere ganze Linie infolge des flachen Terrains ganz erheblich zurückgezogen werden müssen, vielleicht bis etwa Conflans—Marsilatour. Aber es blieb eben bei fast schwächlichen Versuchen, so erbittert und so grausam auch einzelne Kampfhandlungen im Gebiet von Combres waren. Wir behaupteten nach wie vor die wichtigen Hügel, und unterdessen hatten die deutsche Heeresleitung ihrerseits den Offensivplan fertig. Doch konnte die Unsumme dessen, was im Verlauf von 18 Monaten gearbeitet worden war, den deutschen Anprall nicht aufhalten. Mit riesenhaftem Material und mit der angestrengtesten Arbeitskraft waren von der Woevre-Ebene bis über die östliche Maas hinüber Gräben, Verhaue, Mauern, Werke und direkte Feldbefestigungen entstanden, die ihre Verteidiger in Sicherheit wiegen mußten. Ein deutscher Anmarsch auf das Vorgelände von Verdun mußte als ein absurdes Unternehmen bei denen gelten, die wußten, in welch unerhörter Form das ganze Terrain mit Schwierigkeiten gespickt war. Man kann sich nun ungefähr die Aufregung des französischen Inlandes vorstellen, als nach dem 23. Februar der ungeheure Posten „Arbeitsopfer" sich als ein Rechnungsfehler in den Büchern der Heeresleitung erwies. Vergeblich verkleinerten die Zeitungen jeden deutschen Erfolg. Schlimmes, sehr Schlimmes war geschehen, und anstelle einer Offensive trat die Verteidigung des Riesen Verdun, der mit seinen großen Streitkräften als der aussichtsvollste Angreifer der französischen Front aufgespart worden war.

Wir wollen nicht in den Fehler des Feindes verfallen und die Verluste, die lediglich aus der Verteidigung erwuchsen, mit einer herausgegriffenen Zahl belegen. Wir wollen nur über die Zahl sprechen, die die französische Presse über unsere Verluste aufgestellt hat: 200,000 Mann! Man fragt sich vergeblich, wie man eine derartig verwegene Rechnung gefunden Leuten vorlegen konnte. Gewiß, der kühne Ansturm kostete seine schweren Opfer. Ich weiß, wie ich damals die beflügelte Angst, mit der ich unseren heerischen Leuten folgte, abschüttelte, als ich den ganz erstaunlichen Prozentsatz an Leichtverwundeten erfuhr. Und es war mir gestern wieder eine befreiende Freude, vom Chef des Feldsanitätswesens abermals die Zahl genannt zu hören, die schon mehrmals in aller Oeffentlichkeit notiert wurde: 90 Prozent unserer Verwundeten gehen nach genauer Statistik wieder an die Front. Frankreich hat es bis jetzt unterlassen, die entsprechende Zahl gegenüberzustellen. Die Presse spricht nicht gerne über das Sanitätswesen und im Parlament scheint man davon abgekommen zu sein, die heikle Frage noch einmal aufzurollen. Und während wir jetzt unsere älteren Jahrgänge nach der Heimat beurlaubt haben, schaut sich Frankreich nach seinem letzten Mann und nach seinen halbgewachsenen Knaben um. Keine Verlustliste, keine Ziffern für die Oeffentlichkeit. Es sind viele, viele Menschen aus den von uns besetzten, französischen Gebieten nach dem Innern Frankreichs geflüchtet, und gleichwohl spricht man heute in Frankreich von Arbeitermangel. So viele Fabriken in unserer Hand, so viele Industrieanlagen still, so viele Aecker brach, aber die Menge der arbeitenden Menschen, die dadurch ins Inland zurückgeflutet sind, genügen nicht. Es ergibt sich daraus eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, die heute schon nur mehr die härteste Zukunft für das französische Land voraussagen läßt. Zu dem ungeheuren Verbrauch an Menschenmaterial in dem Kampfe tritt die Dezimierung durch ein mangelhaftes Sanitätswesen. Die Einstellung von Knaben und milden, alternden Männern kommt als dritter Faktor hinzu, um nicht nur während des Krieges, sondern auch nach dem Friedensschluß die Sterblichkeitsziffer zu erhöhen und das näher zu rücken, was man als das französische Schicksal schon lange erkannt hat. Das sind Reflexionen, die heute, am Vorabend einer in ihrem Keime erstickten französischen Offensive wieder ausgesprochen werden müssen. Während der Feind von Bergen von deutschen Leichen spricht, will er seine Mitbürger davon abhalten, einen Blick in das eigene Menschenreservoir zu werfen, der ihn die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes erkennen lassen würde.

Georg Queri,
Kriegsberichterstatter des Berl. Tagbl.

Als Meldereiter in Serbien.

Wie ein einzelner deutscher Artillerist 33 Gefangene einbrachte.

Die deutsche Heeresverwaltung veröffentlicht eine „Ehrentafel", auf welcher Einzeltaten besonders rühmenswerter Art verzeichnet werden. In dieser Ehrentafel lesen wir:

Am Morgen des 27. Oktobers 1915 hatten der Gefreite Johann Georges aus der Schöne-Aussicht bei Kaiseresch von der 4. Batterie und der Kanonier Ewald Stark aus Mitteliersen, Kreis Köln a. Rh., von der 5. Batterie den Befehl von der Abteilung an ihre Batterien überbracht. Als sie nach Uebermittlung des Befehls wieder zum Stab der Abteilung zurückreiten wollten, hatte dieser inzwischen seinen Standort geändert. Sie ritten im Trabe nach vorn und erfuhren in der Infanterie-Schützenlinie, daß der Abteilungsstab zwecks Erkundung von Stellungen weiter vorwärts geritten wäre. Die Beiden ritten nun weiter vor, als sie plötzlich eine Gruppe serbischer Soldaten sahen. Dank dem dichten Nebel wurden sie von diesen nicht bemerkt. Die zwei Meldereiter nahmen ihren Revolver und sprengten im Galopp auf die Serben zu. Als sie nahe herangekommen waren, feuerten sie einige Schüsse ab und drangen mit Hurrarufen in die Serben ein. Dadurch waren letztere so bestürzt, daß sie die Gewehre wegwarfen, und sich ohne einen Schuß gefangen gaben. Mit 33 Gefangenen kamen die Meldereiter zum Regiment.

Hindenburg-Museum.

Für das zu errichtende Hindenburg-Museum sind außer den von der Provinz und der Stadt Posen bewilligten 100,000 Mark bis jetzt schon 150,000 Mark durch Spenden eingegangen, sodaß bereits eine Viertelmillion Mark zur Verfügung steht.

Frühling vor Verdun.

„Die Franzosen halten sich sehr tapfer, aber wozu? — Verdun wird ja doch fallen".

Blanke Sonne liegt über dem kleinen Dorf, nach trüben Regentagen, die auf der Seele lasten, blaut nun strahlender Himmel und der Frühlingssonnenschein vergoldet die Welt mit leuchtender Pracht.

Das stille Dörfchen wimmelt von Feldgrauen: die Infanterie hat Ruhezeit. Ruhezeit nach heißen, schweren Tagen, da vorn in der Hölle von Verdun, wo die Erde zittert vom Ofen der Schlacht, wo die Menschen wie Höhlentiere in schmalen Gräben hausen, wo das Grausen wohnt. In allen Gassen und allen Winkeln sieht man sie. Mit großen, fragenden Kinderaugen schauen sie in die Welt, als könnten sie es kaum fassen, daß es noch Gegenden gibt, wo keine Granaten sausen und keine Mine springt. Drüben im Kirchgarten, wo die Obstbäume in weißen Blütenschnee getaucht, neben dem jungen prangenden Grün des Flieders stehen, liegen ein paar der grauen Gestalten längslang im sprossenden Grase, starren in den blauen Himmel und träumen von der fernen, fernen Heimat. Drunten an der Fontäne ist große Wäsche, einträchtig knien wetterharte Landstürmer neben lebhaften Französinnen am gurgelnden Wasser, klopfen und waschen, seifen und scheuern, auf daß das feldgraue Linnen wieder weiß werde, wie es vormals war. Die Leute vom Train, sonnengebräunte, bärtige Kerle putzen ihre Pferde, und geduldig stehen die müden Tiere und lassen sich striegeln und bürsten, bis das Fell wie ein Spiegel glänzt. Vor dem Funkenkasten der Flieger mit den neuesten Nachrichten von Freund und Feind drängen sich die Infanteristen in dichtem Haufen und eifrig begutachten sie, was die Männer vom Funkendienst ihnen melden.

Ruhezeit hinter der Front! Im blauen Zigarrenrauch der Dorfkantine drängt sich Kopf an Kopf. Der kleine Fliegerkorporal, der den Verkauf leitet, vermag kaum den Wünschen zu folgen, die ihm von allen Seiten entgegenschwirren. Gilt es doch, sich wieder vorzubereiten auf heiße Tage und Nächte voller unsäglicher Mühe und lastender Qual, auf Trommelfeuer und Minensprengung, auf Gasangriff und erbitterten Kampf Mann gegen Mann. Bei schäumendem Bier stehen sie Rede und Antwort auf all' die neugierigen Fragen, die Auskunft heischen über das, was „da vorne" geschieht.

Aber nur langsam und stockend kommen die Worte von ihren Lippen, als hätten sie längst verlernt zu denken und zu reden. Nur einigen drängen die Stunden schrecklichen Erlebens die Worte auf die Lippen. Still und ernst, fast gedankenverloren, erzählen sie von dem, was sie „da vorn" erlebten. Einer schildert das Grausen des Trommelfeuers, und die Kameraden bestätigen seine Erzählung bei besonders kräftigen Stellen mit einem energischen Kopfnicken und einem herausfordernden Blick in die horchende Runde; ein anderer weiß von blutigen Handgranatenkämpfen zu berichten; und eine besonders glückliche Natur erinnert sich nur noch der derben Scherze, die der Schützengraben gebar. Er möchte sich schier totlachen über die Franzosen, die täglich aus ihrem Graben herübergerufen haben: „Allemands kapuht, allemands nix su fräßen!" aber einer, der ernster veranlagt ist, unterbricht ihn fast unwillig, er weiß andere Dinge zu berichten. Weiß zu erzählen von der berühmten „Ritterlichkeit" der Franzosen, die sie nicht daran hindert, wehrlose Verwundete zu töten oder den verhaßten „Boches" in den Rücken zu fallen, nachdem sie sich vorher als Gefangene ergeben haben. Durch ihre Flieger lassen sie gefälschte Nummern der „Gazette des Ardennes" mit wütenden Hetzartikeln herunterwerfen, um ihre friedlichen Landsleute hinter unserer Front zu neuem Widerstand gegen die Deutschen aufzureizen.

Aus all' den Berichten, so schlicht und stillos sie vorgebracht werden, aber hört man immer wieder, das urgewaltige deutsche Selbstgefühl und den stillen, nie versagenden Heldenmut unserer Feldgrauen. Wie sie die Kämpfe in den Côte Lorraines schildern, vermag man kaum zu glauben, was sie vollbracht haben und täglich vollbringen. Mit freudigem Stolz gedenken sie der Artillerie, die bei Verdun so musterhaft und meisterlich arbeitet. So wirksam war an einigen Stellen der Front das Feuer der deutschen Geschütze, daß die Infanterie ganz überraschend zum Sturm vorgehen konnte. Während die Kanonen noch Tod und Verderben in die französischen Gräben spien und deren Besatzung im schützenden Unterstand hockte, griffen plötzlich die Fußtruppen mit Handgranaten und blanker Waffe an. Ehe der Franzmann aus seinem Unterstand hervorgekrochen war und kräftigeren Widerstand zu leisten vermochte, war der Graben schon in deutschem Besitz. Einige Speiseträger eines französischen Infanterieregimentes, die im Schutze der Nacht zur Feldküche zurückmarschiert waren, um für ihre Kameraden Essen zu holen, kehrten gegen Morgen mit allerhand guten Dingen schwerbepackt zu ihrem Graben zurück und dürften nicht wenig erstaunt gewesen sein, als sie sich plötzlich, anstatt im vertrauten Kreise ihrer Kameraden, inmitten deutscher Infanteristen befanden, die ihnen freundlich lächelnd und gar nicht feindlich das gute Essen abnahmen und sie dann in Gefangenschaft führten.

Von dem Gegner sprechen die Feldgrauen mit Hochachtung und einem gewissen stillen Mitleid. „Gott ja, die Franzosen halten sich sehr tapfer, aber, wozu? Verdun wird ja doch fallen, wenn es auch lange dauert." Die Franzosen, die „ritterliche Nation", denken da allerdings anders, für sie sind die Deutschen immer und immer nur die „sales boches", die man vernichten muß. Kein Franzose zweifelt daran, daß Verdun niemals fallen wird, man baut auf die — zweifellos vorhandene — Tapferkeit der „petits poilus" und den berühmten französischen Elan. Zwar hat man sich mit dem Gedanken allmählich vertraut gemacht, daß die deutsche Front nicht zu durchbrechen ist, aber ebensowenig denkt man an ein weiteres Vorrücken der deutschen Linien.

Aber wir können uns ruhig auf unsere grauen Jungen verlassen, sie werdens schon machen. Wer den nie versagenden Kampfesmut und diese sich selbst bespöttelnde Ruhe und Festigkeit unserer Braven in und hinter der Front mit eigenen Augen gesehen hat, der zweifelt nicht daran, daß uns der große Wurf gelingen wird.

In der „Grande Rue" des Dorfes promeniert Alles, was Beine hat. Die Regimentskapelle spielt Wagner, die „Senta-Ballade", das „Steuermannslied"; vertraute deutsche Klänge in Feindesland, wenige Meilen hinter dem Wall von Eisen, Feuer und Menschenleibern, der nun Deutschlands Grenze gegen Westen bildet. Zwischen den Offizieren und Mannschaften wandert ein Feldgrauer mit einem Pack Zeitungen umher und verkauft das Neueste, was die Heimat bietet — „lo marchand des mensonges" sagen die Dorfbewohner ein wenig gehässig —, aber trotzdem macht er ein gutes Geschäft. Auf den Feldern aber, rings um das liebliche Dörfchen, im Tale und auf den Abhängen grünt die neue Saat, die aufgekeimt ist zu Nutz und Frommen der Heimat. Wie im tiefsten Frieden weiden Kühe und Pferde auf den frischgrünen Wiesen und das traute Blöken der Schafe und Ziegen hallt aus dem Tale herauf.

Ganz in der Ferne grollen die Kanonen von Verdun, am dunkelblauen Frühlingshimmel sieht man dann und wann weiße Schrappnellwölkchen aufsteigen, die irgend einem allzu neugierigen Flieger gelten. Wie weißliche Watteflocken stehen sie eine Zeitlang am Himmelsdom, dann zerfließen sie, und die Ohren lösen die Augen ab und lassen sie weiter aufhorchen auf die dröhnende Stimme dieses Völkerringens, vor Verdun.

Die Intrigue gegen Gen. Joffre.

Die Wühlerei in der Kammer kann verhängnisvoll werden.

Der militärische Mitarbeiter der „Basler Nachrichten" äußert sich in einer Uebersicht über die Ereignisse der letzten Wochen auch über die Kundgebung der französischen Kammer gegen den General Joffre und bemerkt dazu: „Nicht ohne Bedeutung scheinen die mehr oder weniger versteckten Angriffe auf den französischen Höchstkommandierenden zu sein. — Was General Joffre geleistet hat, kann jetzt noch nicht richtig beurteilt werden. Wenn er auch nicht als einer der größten Feldherren der Geschichte fortleben wird, so hat er sich doch unbestreitbare Verdienste um sein Land erworben. Fällt er den unverantwortlichen Politikern zum Opfer, so wird es immer noch fraglich sein, ob der dann kommende jetzt noch ungenannte neue Mann im Stande ist, die zähe Widerstandskraft der deutschen Truppen zu brechen. Auch unter einem neuen Generalkommando wird die Kampftätigkeit der Ententeheere auf dem westlichen Kriegsschauplatz unter dem großen Uebel leiden, daß es dort zwei Höchstkommandierende gibt, wo nur ein fester Wille herrschen sollte. Dieses kann weder durch den guten Willen des Zusammenarbeitens noch durch Konferenzbeschlüsse ersetzt werden."

Humberts Ruf nach Kanonen.

Der französische Senator stellt die deutsche Fürsorge als Muster hin.

Im „Journal" erneuert Senator Humbert seinen Ruf nach Kanonen und Munition. Er stellt fest, daß die französische Kriegsverwaltung die Herstellung von Munition nicht mehr wie am Anfang des Kriegs monopolisiere, sondern nach einem bestimmten Programm Kriegsmaterial in Menge herstelle. Man dürfe aber nicht vergessen, daß der Feind einen furchtbaren Vorsprung gehabt, und daß er ebenfalls ununterbrochen weitergearbeitet habe. Der französischen Artillerie fehle es nicht an Geschossen, aber es genüge nicht. Geschosse für Kanonen in genügender Menge herzustellen, man müsse auch die notwendigen Kanonen für die Geschosse fabrizieren. — Die intensive Artillerietätigkeit in den gegenwärtigen Kämpfen verbrauche Geschütze mit ganz bedeutender Schnelligkeit. Das französische 75er Geschütz sei widerstandsfähiger als man vorausgesehen habe, aber es werde doch nach 1000 Schüssen minderwertig. Dieses kostbare Material müsse beständig erneuert werden, und wenn die Artillerie nicht mit Pulver zu sparen brauche, so dürfe es auch nicht dazu kommen, daß sie an Geschützen sparen müsse. Was vollends die schweren Geschütze anlange, die sich um so schneller verbrauchten, je mächtiger sie seien, so habe der Feind mit immer wachsender Verschwendung immer beträchtlichere Kaliber ins Feld gestellt. — Frankreich müsse ebenso handeln.

Ein Belgier über Belgien.

Der jetzt 74jährige belgische Major a. D. Girard hat mehrere Schriften und Artikel, welche er in den Jahren 1899 und 1912 veröffentlicht hat, in unveränderter Form unter dem Titel „Avant la Guerre" neu herausgegeben. Die Veröffentlichung ist mit einem Vorwort des Verfassers versehen. Im Vorwort betont der Verfasser, daß die Neuherausgabe ihm notwendig erschienen sei, nachdem die bekannten unter dem Titel „Lettres ouvertes au peuple belge" verbreiteten Hefte auf seine früheren Arbeiten hingewiesen hätten. „Die mathematische Genauigkeit, mit der meine Voraussagen eingetroffen sind, hat die belgische Bevölkerung überrascht, die endlich durch den mächtigen Stoß der Wirklichkeit aus ihren Träumen geweckt worden ist. Viele wünschten diese Arbeit, von welcher ihnen einige Bruchstücke vorgelegt worden waren, und deren Gegenwartswert durch das inzwischen verflossene Vierteljahrhundert erneuert und sogar erhöht worden ist, ungekürzt kennen zu lernen."

Der erste Teil der Veröffentlichung umfaßt die 1889 erschienene Schrift „La Belgique et la guerre prochaine. Considérations de politique positive." In dieser Broschüre hat Girard seinerzeit die Neutralitätsvorstellungen der Belgier geschildert. „Unser Land," sagte er, „lebt in einem Traum, welcher sorgfältig von seinen Zeitungsschreibern, seinen Generälen, seinen Staatsmännern unterhalten wird. Die Männer, die das Land aufklären sollten, täuschen es am meisten. Im Augenblick, wo der erste Kanonenschuß fallen wird, wird Belgiens Wahngebilde mit schwindelnder Schnelligkeit zusammenbrechen." Dieser Wahn bestand nach Girard hauptsächlich darin, daß ganze Geschlechter belgischer Bürger in der Ueberzeugung aufgewachsen sind, daß die Aufgabe der Verteidigung ihres Vaterlandes einem fremden Lande oblige. Die Neutralität sei Glaubenssatz geworden, den man nicht einmal diskutieren dürfe. Demgegenüber stellt Girard fest, daß die belgische Neutralität das Land weder tatsächlich noch rechtlich gegen einen fremden Einbruch schütze: der angebliche „Neutralitätsschänder" werde ja nur von einer Möglichkeit Gebrauch machen, die ihm durch das Völkerrecht zuerkannt sei. Girard entwickelt in einer scharfsinnigen Untersuchung der geschlossenen Verträge die Lehre, die belgische Neutralität, sei nur ein Ausdruck für die Tatsache, daß vier Großmächte Belgien verboten hätten, sich mit Frankreich zu vereinigen, während Frankreich seinerseits auf Belgiens Angliederung verzichtet habe. „Die belgische Neutralität, der Ausdruck eines deutschen Interesses, wird einem höheren deutschen Interesse weichen. Die belgische Neutralität, von Anfang an im Widerspruch mit Frankreichs Interessen, wird Frankreich gegenüber fallen, sobald dieses kein Interesse mehr daran hat, sie zu beachten." Bereits 1899 erkannte Girard an, daß eine kriegführende Partei, die durch Belgien marschieren wolle, nicht nötig habe, zu einer formellen Vertragskündigung zu greifen. Es wird möglich sein, daß diese Partei nur das Durchzugsrecht für ihre Truppen verlangt. Dieses Recht ist unter anderen von dem französischen Völkerrechtslehrer Battel ausdrücklich anerkannt. Demgegenüber sei es eine bloße Einbildung, wenn Belgien glaube, sich dadurch retten zu können, daß es „dem ersten Eindringling" den Krieg erklären werde. Girard kommt zu dem Schlusse, daß ein kleines Land wie Belgien, sich zunächst abwartend verhalten und schließlich denjenigen als Bundesgenossen wählen müsse, dem der Erfolg winke.

Wie bekannt, hat die belgische Regierung in allen Punkten im Widerspruch zu den Ratschlägen Girard gehandelt und dadurch den von ihm bereits 1899 vorhergesehenen Zusammenbruch herbeigeführt.

Die Eroberer von Polen.

Deutsche Organisationsarbeit.

Die uneigennützige Tätigkeit der deutschen Kulturträger.

Georg Bernhard schreibt in der Voss. Ztg.": Schon in normalen Zeiten ist die Landschaft zwischen Alexandrowo, Kutno, Stiernivice und Warschau nicht sehr reizvoll. Aber wenigstens ab und zu wird die Einöde doch durch ein paar Sträucher oder eine dichte Waldung unterbrochen. Jetzt dienen diese Staffagen der Szenerie nur dazu, das Herz noch trauriger zu stimmen. Zerschossene Häuser rechts und links, deren Fachwerk von verbrannten Mauern herniederhängt, gelichtete Wälder mit verkohlten Stümpfen und dazwischen, je weiter man nach Warschau zukommt, die Greuel des russischen Rückzuges: glatt gewalzte Aecker und bis auf das Fundament niedergebrannte Gehöfte und Ortschaften.

Weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Ich bin in Belgien und in Flandern kurze Zeit nach den schweren Kämpfen gewesen. Auch dort war Zerstörung und Verwüstung zu sehen. Aber wie trostreich — und erinnernd an friedliche Zeiten — wirkte es, wenn man neben den beschädigten Dörfern die Bauersleute säend oder pflügend über die Fruchterde schreiten sah. Hier in Polen aber scheint der Mensch ausgestorben zu sein. Wie ein Wunderbild wirkte der einzige Landmann, den ich während der ganzen Fahrt auf dem Felde sah.

Die Eisenbahnfahrt gibt jedoch nur die Konturen des traurigen Bildes. Das Automobil, das uns im Frieden die intimeren Reize der Landschaft öffnet, verschafft uns in der Kriegszeit den Einblick in die Einzelheiten der Schreckenswelt. Ich fuhr im Auto von Lodz nach Lowicz. Vorbei an der Bzura—Rawka-Stellung, vor der tatsächlich jeder Meter mit deutschem Blute gedüngt ist. Hier standen einst Dörfer. Was man jetzt von den Ueberresten sieht, ist vielfach nicht mehr als ein Erinnerungsschatten. Und längs der Chaussee ziehen sich die Gräberreihen dahin. Deutsche und Russen bunt durcheinander. Unsere braven Krieger haben die toten Feinde als Kameraden geehrt. Sie haben ihnen ein ehrliches Begräbnis gerichtet. Auf vielen Kreuzen von rohem Holz sieht man die Aufschriften: „Hier ruhen zwei russische Krieger" oder „Hier schläft ein russischer Soldat".

Man muß diese aufgeweichten Felder gesehen haben, über die der Kampf — nicht hinweggetobt, sondern — monatelang hinweggeschlichen ist, um zu begreifen, was Freund und Feind hier geleistet und ausgehalten haben. Noch in Lowicz selbst merkten wir deutlich, was russischer Boden bedeutet. Das Lowiczer Pflaster ist für deutsche Füße ein Verkehrshindernis. Die Lowiczer Rinnsteine sind unergründlich wie deutsche Waldseen. Und das Wasser in ihnen fließt wie in den reißenden Nebenflüssen deutscher Ströme.

Nur die Chausseen sind ausgezeichnet. Unser Auto, dessen eine Feder beschädigt war, jagte hindernislos dahin. Aber diese Chausseen sind deutsch! Wenn man die russischen Verkehrsarten sich ansieht, so bestanden sie alle bereits vor dem Kriege. Das heißt: das Geld war dafür bereits bezahlt, die Anliegerbeiträge waren vielfach sogar doppelt erhoben. Deshalb hatte man sich für verpflichtet gehalten, sie in die Karten einzuzeichnen. Aber deshalb waren sie noch lange nicht gebaut.

Wir Deutschen haben sie verbessert und zum großen Teile neu erbaut. Tausende von geworbenen Arbeitern sind herangeschafft worden, um die Pläne unserer Ingenieure auszuführen. Jene Chausseen, die sich heute durch ganz Polen erstrecken, sind ein Wahrzeichen deutscher Wissenschaft, deutscher Technik und deutscher Organisation. Sie zeugen aber gleichzeitig auch für die frischaupackende Entschlossenheit, durch die die germanische Disziplin über die asiatische Indolenz gesiegt hat.

Wer die deutsche Organisationsarbeit in Polen recht verstehen will, der muß sie allerdings in ihren Zentren, in Warschau und in Lodz, aufsuchen. Ich maße mir nach den wenigen Tagen, die ich dort gewesen bin, nicht an, der deutschen Verwaltung eine Zensur auszustellen. Ich kann weder bewerten, was sie erreicht hat, noch kann ich entscheiden, ob die Wege, die unser Beamtentum im einzelnen gegangen ist, richtig waren. Aber eins hab ich gefühlsmäßig empfunden: Es wird mit einem Ernst und einer Vertiefung gearbeitet, die einen mit freudiger Genugtuung erfüllt. Wir Deutsche schlagen uns gern mit unseren Beamten herum. Wir dürfen auch unter dem Burgfrieden freimütig eingestehen, daß unsere Verwaltungsbeamten durchaus nicht fehlerlos sind. Aber schon im Frieden haben wir gern das Beste deutschen Beamtentums anerkannt; die peinliche Gewissenhaftigkeit, das Verantwortlichkeitsgefühl für das, was ihrer Sorgfalt anvertraut ist. Aber all diese Beamten, die dort in Polen arbeiten, haben in langer Friedenszeit stets für ihr Volk und damit indirekt schließlich doch für sich selbst und für ihre Nachkommen gearbeitet. Dort drüben aber arbeiten sie nun alle auf fremdem Boden, für fremde Leute, deren Sprache sie nicht verstehen und deren Geist ihnen selbst da fremd ist, wo das verdorbene Deutsch dem Ohr gerade noch verständlich klingt. Sie verwalten ein Land, von dem sie heute noch nicht wissen, wem es morgen gehören wird. Aber sie arbeiten dort wie in der Heimat! Der kategorische Imperativ der Pflicht zwingt sie ohne Ueberlegung, den Posten, auf den sie gestellt sind, ganz zu erfüllen. Ob sie den deutschen Bauern, den polnischen Nationalisten oder den Juden im schmutzigen langen Rock verwalten, ist ihnen einerlei. Alle diese fremden Volkstypen gehören nun zu ihrem Amt, und damit stehen sie im Zwangsbereich ihrer Pflicht.

Wenn wir in Polen Chausseen bauen — weit, weit ins Land hinein —, wenn wir die sanitären Verhältnisse bessern, dem Flecktyphus zu Leibe gehen, mit den Geschlechtskrankheiten aufräumen, und ähnliche Dinge von zweifellosem Kulturwert verrichten, so möchte ich das noch gar nicht allzu hoch veranschlagen. Denn schließlich tun wir das ja nicht zuletzt auch zum Wohle unserer Truppen. Anders liegen die Dinge schon, wenn wir Schulen schaffen, für die heranwachsende Generation allmählich den Schulzwang einführen, den Juden Handwerksunterricht erteilen, polnische populäre Kurse errichten und Hochschulen schaffen. Das sind Dinge, an denen wir gar kein Interesse haben, und an die andere Völker als siegende Okkupanten niemals denken würden. Nichts jedoch scheint mir so charakteristisch für deutsches Wesen und deutsche Art zu sein als die Sorgfalt, mit dem wir bei der Umgestaltung der Rechtspflege in Polen vorgegangen sind. Wir haben deutsche Richter nach Polen senden müssen, weil dort vorher russische Richter Recht sprachen und russische Notare testierten, die teilweise gar nicht mehr da, teilweise aber auch nicht gewillt waren, unter deutscher Herrschaft zu amtieren. Aber die deutschen Richter sprechen Recht nach polnischen und russischen Gesetzen. Wenn die Franzosen heute in der Rheinprovinz herrschten, sie würden ohne jede Ueberlegung selbst deutsche Richter, wenn sie vorhanden wären, zwingen, nach dem „Code Napoleon" zu judizieren. Unsere deutsche Justizverwaltung in Polen aber hat zunächst peinlich studiert, welches Recht im okkupierten Lande vorher galt. Das war nicht leicht. Denn im polnischen Zivil- und Strafgericht laufen viele Kodifikationen neben- und durcheinander. Unsere Verwaltung hat die russischen Gesetze ins Deutsche übersetzen lassen. Und nach diesen russischen Gesetzen und nach dem französischen Text des vielfach in Polen noch geltenden „Code Civil" — nach dem Recht also, das seit vielen Jahren die Bewohner Polens gewohnt sind —, werden sie von deutschen Richtern in deutschen Uniformen, mit deutscher Objektivität gerichtet. Wahrlich, kein Wunder, daß dieses Verfahren auch auf die Polen nicht ohne Eindruck geblieben ist. Nicht nur die Tatsache selbst, sondern vor allem auch die Schnelligkeit, mit der der Apparat errichtet wurde und sich einspielte. Selbst ein fanatischer Nationalpole, der mir über seine vielfach recht phantastischen Zukunftspläne einen langen Vortrag hielt, gestand mir, wie sehr seine Landsleute von Bewunderung darüber erfüllt waren, daß den deutschen Soldaten so schnell die deutschen Richter auf dem Fuße gefolgt sind.

Rückständigkeit der französischen Flotte.

Nur Abnahme, kein Zuwachs während des Krieges zu verzeichnen.

Um dem Munitionsmangel abzuhelfen, stellte die französische Regierung von Beginn des Krieges an auch die Marinearsenale in den Dienst der Geschoßherstellung für die Bedürfnisse des Landheeres. Welche Folgen das aber für den Stand der französischen Flotte nach sich gezogen hat, legt ein Sachverständiger im „Nouvelliste" von Lyon folgendermaßen dar:

Unsere Streitkräfte zur See haben nicht allein ein dringendes Bedürfnis nach einem Material zu ihrer Instandhaltung, das ihnen fehlt, sondern es ist auch unzulässig, daß sie nicht um neue Einheiten verstärkt worden sind. Als der Krieg ausbrach, war ein große Zahl von Hochseetorpedobooten und Unterseebooten auf den Werften im Bau oder in den Arsenalen in der Vollendung begriffen. Die elementarste Logik erforderte, daß man sich beeilte, sie in Dienst zu stellen. Es ist aber kein Geheimnis und wie begehen keine Ausplauderung, wenn wir die unseren Feinden vollbekannte Tatsache anführen, daß diese verschiedenen Einheiten heute noch nicht in Dienst gestellt sind. Sie sind sogar noch weit entfernt davon. Unsere Arsenale konnten, mit anderen Dingen beschäftigt, sie nicht vollenden. Die Panzertorpedoboote und Unterseeboote, die, wenn Frieden geblieben wäre, schon ihren Platz in unseren Geschwadern eingenommen hätten, fehlen darin noch, obwohl der Kriegszustand ihre Anwesenheit darin mehr als jemals rechtfertigen würde. Das erscheint uns als ein trauriger Widersinn. In achtzehn Monaten hatten in der Tat unsere Werften reichlich Zeit, fast alle im Bau befindlichen Schiffe (auf jeden Fall alle kleinen, d. h. die notwendigsten) zu vollenden. Sie haben es nicht getan, selbst wo Jeder in Frankreich die genaue Vorstellung davon hatte, daß der Krieg lange dauern und Verstärkungen für unsere Flotte erfordern würde, wäre dies auch nur, um die zerstörten Einheiten zu ersetzen.

Die Schlußfolgerung aus dieser Darlegung ist also, daß die französische Flotte heute um ebenso viel schwächer ist, als sie während des Krieges an Einheiten bereits verloren hat, und man weiß, daß das an Panzern wie an Unterseebooten nicht wenig ist.

England und die ersten Blutgelder.

Der Wert eines getöteten deutschen Matrosen: hundert Schillinge.

Das „Morgenbladet" in Kristiania veröffentlicht an leitender Stelle einen Aufsatz unter der Ueberschrift „Die ersten Blutgelder". Das Blatt wendet sich dagegen, daß England die Prisengelder wieder einführt. Diese seien, wie „Sp